

HARALD HARTL
Und das Leben führt Regie
Besondere Lebensgeschichten



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage März 2018

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Fotolia.de - 169098286 - Goldene Herbststimmung im Wald © eyetronic

Autorenfoto: Elisabeth Hartl

Druck: Christian Theiss GmbH

ISBN 978-3-903144-51-4



HARALD HARTL

Und das Leben führt Regie

Besondere Lebensgeschichten

Vorwort

Eine körperliche oder/und geistige Beeinträchtigung, ein folgenschwerer Unfall, eine psychische Erkrankung oder eine Diagnose, die im schlimmsten Fall das Leben bedroht – all das verändert das Leben Betroffener, aber auch jenes von betreuenden Angehörigen nachhaltig.

Die nachstehenden dreizehn Geschichten, in denen wohl das Leben Regie führte, sollen ein wenig zum Nachdenken anregen. Zum Nachdenken über das eigene, vielleicht im Moment sorglose und wunderbare Leben – und zwar im Bewusstsein, dass alles sich zu jedem Zeitpunkt ändern könnte. Vielleicht tragen die geschilderten Lebensgeschichten auch zur Erkenntnis bei, dass man mit seinen eigenen, manchmal kaum lösbar scheinenden Problemen nicht alleine ist.

Die Vielfalt menschlichen Seins
widerspiegelt göttliche Bestimmung.
Harald Hartl



Johanna und ihre Mutter

Im Wohnzimmer der hellen und gemütlichen Wohnung erzählt Veronika vom Leben mit ihrer schwer beeinträchtigten Tochter Johanna, genannt Hanni.

Als die heute 22-jährige Hanni das Licht der Welt erblickte, war ihr Bruder bereits zwei Jahre alt und kerngesund, obwohl er nach einer sehr schweren Geburt intubiert und beatmet werden musste. Bei Hanni deutete absolut nichts auf eine Beeinträchtigung hin – Schwangerschaft und Geburt waren ohne Komplikationen verlaufen.

Veronika erzählt, dass sie während der Schwangerschaft mit Hanni in einer »Thema«-Sendung im Fernsehen einen Bericht über ein Kind mit einer schweren Beeinträchtigung gesehen hat. Ihre Reaktion damals: »Tragisch!« – Sie empfand den ganzen Bericht, die Tatsache, dass ein Kind schwer beeinträchtigt war, tatsächlich als Tragik. Dass sie selbst einmal so ein Kind haben würde, daran hatte sie keinen Gedanken verschwendet.

Bei unserem Gespräch bezeichnet sie ihre Tochter Johanna als »Geschenk des Himmels« und sagt: »Der Herrgott schenkt einem nicht ohne Grund so ein Kind ...« Sie erzählt ganz sachlich und mit einfachen Worten, dass die Fontanelle bei Johannas Schädel vorzeitig zugewachsen war und dadurch das Gehirn nicht wachsen und sich somit nicht entwickeln konnte. Daraus resultierend entstanden neben einer geistigen Beeinträchtigung eine Reihe von Folgeerscheinungen, wie z. B. ein Zwergwuchs des Kopfes, eine spastische Tetraplegie (eine Form der Querschnittslähmung) und epileptische Anfälle. Hanni kann Dinge nicht richtig greifen und

leidet ständig unter starken Verspannungen. Als »schrecklich« bezeichnet Veronika die unzähligen und oft monatelangen Krankenhausaufenthalte. Es war für sie eine Selbstverständlichkeit gewesen, stets bei ihrer Tochter im Spital zu bleiben und bis zu ihrer Entlassung neben und mit ihr zu leben. Ein sanftes Lächeln huscht über Veronikas Gesicht, als sie das erzählt.

Eine große Angst um ihr Kind habe sie vor den zwei *großen* Operationen, die Hanni über sich ergehen lassen musste, verspürt. Hannis Oberkörper war durch Skoliose verdreht, was eine Hüftoperation sowie eine Operation der Muskeln notwendig machte. Selbst die Ärzte wagten vor diesen schweren Eingriffen keine Prognose über den Ausgang des jeweiligen Eingriffs. Für den ohnehin geschwächten Körper bedeuteten diese Operationen eine sehr große Belastung, erklärt Veronika nun doch ein wenig bedrückt, hat aber bereits im nächsten Augenblick, bei der Aussage, dass ihr Kind eine »Kämpferin« sei, ein Funkeln in den Augen, die viel Wärme und Herzlichkeit ausstrahlen. Der Vergleich von Veronika mit einer Löwin, die ihr Junges bedingungslos mit ihrem Leben verteidigen würde, drängt sich auf.

Ich erfahre, dass Johanna bisher acht Lungenentzündungen überstanden hat, mehrmals am Tag – oder in der Nacht –, zumeist in der Einschlaf- oder Aufwachphase, epileptische Anfälle erleidet und dann eine sofortige Hilfestellung benötigt. Würden bei solchen Anfällen, die von einer Minute bis zu einigen Stunden andauern und mindestens zwei Mal im Monat, aber auch zwanzig Mal am Tag auftreten können, nicht sofort die notwendigen Maßnahmen gesetzt, könnten sie im schlimmsten Fall zum Erstickungstod führen, erzählt Veronika ruhig und sachlich. Als sie noch am

Bauernhof und in der Gastwirtschaft mit ihrem damaligen Mann gelebt und gearbeitet hatte, war die Tochter stets an ihrer Seite gewesen – selbst bei Stallarbeiten!

Die Ehe wurde vor vier Jahren geschieden, seither leben sie und Hanni in einer Wohnung. Mit den Unterhaltszahlungen für sie und Hanni und dem Pflegegeld vom Staat kommen sie so halbwegs über die Runden. Die enorme Mietzinserhöhung und ihr Uraltgefahr, ein für die Bedürfnisse von Hanni geeigneter Kleinbus, der es nicht mehr lange machen werde, bereiten ihr allerdings große Sorgen. Veronika berichtet, dass sie in all den Jahren ein einziges Mal einen 14-tägigen Erholungsurlaub auf dem Land verbracht habe. »Das war vor zehn Jahren und eigentlich ein Aufenthalt für pflegende Angehörige.« Alle zwei Monate sei sie ein Wochenende zur Erholung *freigestellt*. Da werde Johanna professionell und liebevoll von ausgebildeten Pflegekräften der Caritas betreut und umsorgt. Diese Auszeit nütze sie meist für einen Besuch bei ihrem Freund, mit dem sie seit zwei Jahren eine Fernbeziehung habe und der eine sehr herzliche Beziehung zu ihrer Tochter unterhalte. Ab und zu würde sie deshalb auch mit Hanni zu ihm fahren.

Vor zwei Jahren litt Veronika an gesundheitlichen Problemen, die eine alleinige Rundum-Betreuung ihrer Tochter unmöglich machten. Mit Unterstützung ihrer Nichte, der Caritas und dem Familienentlastungsdienst von Jugend am Werk wurde auch diese Hürde gemeistert, erzählt sie, ohne mit dem Schicksal zu hadern. Niemals habe sie sich die Frage gestellt: »Warum ich? Warum passiert das alles mir und nicht jemand anderem?« Kein Wort, dass das Leben es mit ihr und ihrer Tochter etwa nicht gut gemeint hätte, kommt über ihre Lippen.

Mehrmals sind aus Johannas Zimmer für mich ungewohnte Geräusche vernehmbar. Ein Stöhnen oder Jammern, lautes Atmen, undeutliches Sprechen vielleicht ...? Mit einem ganz besonderen Ausdruck in ihrem Gesicht sagt Veronika, dass Hanni »ihr Leben« sei und der Glaube sie stark gemacht habe. »Johanna und ich stützen uns gegenseitig. Meine Tochter ist mein Sonnenschein. Sie ist eine Bereicherung. Ich bin unendlich dankbar, dass ich sie habe«, sagt sie mit sichtbarer Zufriedenheit.

Bevor ich nach Johanna sehe und mir ihren Therapieraum erklären lasse, frage ich Veronika nach ihren Erfahrungen mit Ärzten, aber auch nach ihren Erlebnissen mit Menschen, wenn sie Johanna begegnen. Ich möchte über mögliche Ängste genauso etwas erfahren wie über die Wünsche einer Mutter, die ihr beeinträchtigtes Kind offensichtlich abgöttisch liebt und es als »Geschenk des Himmels« bezeichnet.

Sie erzählt, dass die Aussage eines Arztes nach der Geburt von Hanni zunächst sehr schockierend für sie gewesen war: »Jo, hamma halt wieda ein behindertes Kind mehr.« Erst einige Zeit später habe sie begonnen, diese dem ersten Anschein nach harten Worte in Anbetracht eines behinderten Kindes anders zu deuten. Veronika denkt heute, dass dieser Arzt es als nichts Besonderes angesehen hatte, dass Johanna beeinträchtigt war. Das komme immer wieder mal vor und sollte als nichts Außergewöhnliches gesehen werden, nach dem Motto: »Na und – das Mädchen lebt und ist eben nur ein wenig anders.«

Veronika rückt sich mit dieser Interpretation die seinerzeitige Aussage des ihrer Meinung nach hervorragenden Arztes zurecht. Sie bezeichnet durchwegs alle – sowohl Ärz-

te und Ärztinnen, Therapeuten und Therapeutinnen und das gesamte Pflegepersonal –, die jemals mit Johanna bei den unzähligen Krankenhausbesuchen und -aufenthalten sowie in Therapiestunden befasst waren, als kompetent und verständnisvoll. Aber selbst im Alltag würden die Menschen ihrem »Sonnenschein« mit Respekt und Verständnis begegnen. Auch ein wenig Unsicherheit sei manchmal zu erkennen, obwohl es dafür absolut keinen Grund gäbe. An ein Negativerlebnis jedoch könne sie sich erinnern: Hanni war mit insgesamt zehn Kindern aus dem sonderpädagogischen Zentrum auf Sommersportwoche in Kroatien gewesen. Dass Veronika ebenfalls mitgefahren war, betrachtete sie als Selbstverständlichkeit. »Es war der erste Abend. Wir befanden uns im Speisesaal der Pension. Ein verstärkter Speichelfluss von Hanni – vielleicht waren es auch einige Laute von ihr – war Grund genug, dass einige Urlaubsgäste ungehalten forderten, Johanna möge den Speisesaal verlassen.« Jetzt im Nachhinein nimmt Veronika sogar diese Menschen bis zu einem gewissen Grad in Schutz und meint, dass sie Verständnis für diese Reaktion aufbringen könne, die vermutlich nur ein Ausdruck von Unsicherheit gewesen sei. Umso mehr hatte es sie dann gefreut, dass eine Kellnerin in der Pensionsunterkunft Hanni das Püree besonders liebevoll servierte und ihr, quasi als Wiedergutmachung und Entschuldigung für das Erlebte, zwei Nachspeisen brachte.

Veronika erzählt, dass sie mit Hanni viel unter Menschen gehe und betont erneut, dass Hanni ihr Lebensinhalt sei. Ihr Tagesablauf würde bis auf einen wöchentlichen Fixtermin, an dem sie mit Hanni zur Therapie fahre, immer anders sein. Alles hänge vom jeweiligen Zustand ihrer Tochter ab. Fieberschübe seien keine Seltenheit. Hanni verstehe alles und habe einen starken Willen, es komme durchaus vor,

dass sie eine Therapeutin ablehnt. »Hanni liebt Hunde und mag keine Katzen«, lächelt Veronika.

Das Lächeln wird breiter, als sie erzählt, dass sie ihre beste Freundin durch Hanni kennengelernt hat. Sie war die erste Kontaktperson bei der Frühförderung von Johanna gewesen. Da sie rund um die Uhr für ihr Kind da sein müsse und wolle, sei es schwer, Freundschaften zu pflegen. Sie betont, dass Hanni mit zweiundzwanzig Jahren kein Kind mehr sei, rechtlich jedoch als solches angesehen und von jedem danach behandelt werde. Das sei halt so und sollte auch nicht als Vorwurf gewertet werden. Ihrem Empfinden nach habe sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten viel verbessert. Sie spricht dabei die baulichen Maßnahmen, die behinderten Menschen das Erreichen verschiedenster Örtlichkeiten erleichtern, an. Aus ihren Schilderungen ist auch Kritik zu vernehmen. Kritik daran, dass mit Ausnahme einer einzigen in ihrer Nähe befindlichen Kirche die Gotteshäuser für Menschen im Rollstuhl nur mühsam zu betreten, respektive mit dem Rollstuhl zu befahren seien.

Unser ausführliches und berührendes Gespräch nähert sich seinem Ende. Veronika zeigt mir noch den für Hanni eingerichteten Therapieraum und erklärt mir den Snoozelenbereich. In diesem Rückzugs- und Sinnesbereich fühle sich Hanni bei ihren regelmäßigen Licht-, Klang- und Wärmetherapien sehr wohl. Ein Whirlpool, ein Fußpendel, ein eigens adaptiertes Zimmerfahrrad und weitere Therapieeinrichtungen lassen erahnen, wie viel Zeit von der Mutter für die aufopfernde Betreuung ihres Kindes aufgewendet wird.

Veronika fügt noch an, dass der Gedanke an den Tod von Hanni seinen Schrecken verloren habe. Früher sei das eine

fürchterliche Vorstellung für sie gewesen. Viel schlimmer wäre es, wenn sie *vor* Hanni sterben müsse. Wer sollte sich dann um ihr Kind kümmern? Aber heute ist sie überzeugt, dass es der Herrgott richten und die beste Entscheidung für Hanni treffen wird.

Dann erwähnt sie, dass Hanni seit zwei Jahren an Depressionen leidet. Schweißausbrüche, Unruhe, lautes Schreien und ein Um-sich-Schlagen lassen sie zu dieser Annahme kommen. Linderung habe sie erst durch homöopathische Behandlungen erlangt. Meine Frage, ob Johanna ständig Schmerzen habe, bejaht sie und bei ihrem betretenen Kopfnicken spüre ich einen Stich in meinem Herzen.

Die wenigen Wünsche, die Veronika äußert, sind Wünsche, die ausschließlich Hannis Wohlergehen betreffen. Eine finanzielle Besserstellung z. B., um einen neuen – gebrauchten – fahrbaren Untersatz, einen Kleinbus, kaufen zu können, denn der alte ist längst in die Jahre gekommen und kann jeden Tag seinen Geist aufgeben.

Abschließend erzählt Veronika stolz und voller Freude, dass Hanni malt und ihre Bilder in eine Ausstellung von Jugend am Werk aufgenommen werden. Sie will mir eine Einladung zukommen lassen.

Nachsatz.

Zwei Jahre nach dieser Begegnung erfahre ich, dass Johanna gestorben ist. Ich setze mich telefonisch mit Veronika in Verbindung. Sie kann sich gut an unser Gespräch erinnern. In ihrer Stimme liegen Trauer und Schmerz. Johanna war an einer schweren Lungenentzündung erkrankt und dann vierzehn Tage in einen Tiefschlaf gefallen. Mit nur 24 Jahren schloss das Mädchen seine Augen für immer.



Mario

Mario sitzt im Rollstuhl. Seine Aussprache ist undeutlich. Was er jedoch sagt, macht Sinn und hat nicht selten Wortwitz. Nachdem ich ihn mit seinem Rollstuhl ins Zimmer der betreuten Wohnstätte geschoben habe, machen wir einen Termin aus – Mario will mir seine Lebensgeschichte erzählen.

Ich treffe Mario bei seiner offensichtlichen Lieblingsbeschäftigung an, dem »Computern«, wie er es bezeichnet, als ich wie vereinbart an einem Sonntag kurz vor zehn sein farbenfrohes Zimmer betrete. Er gibt sich von meinem Besuch zunächst überrascht. Das lausbubenhafte Lächeln des Vierunddreißigjährigen verrät jedoch, dass es sich um einen seiner gerne gemachten Scherze handelte. Nachdem wir ein wenig über Belangloses geplaudert haben und ich ihn nochmal frage, ob er mit der Veröffentlichung seiner Geschichte einverstanden ist, beginnt er mit für ihn ungewohnt ernster Miene, über sein Leben zu erzählen.

Er sagt, dass er von Geburt an einen offenen Rücken hat. »Wie das jetzt ganz genau heißt, weiß ich leider nicht«, fügt er beinahe ein wenig verlegen an. Es handelt sich um die Krankheit Spina bifida aperta. Sein Rücken wurde dann »verschlossen«, sodass er als Kind krabbeln konnte, später benützte er Gehschienen bzw. ein »Rollwagerl« – damit hatte er allerdings keine große Freude.

Als Jugendlicher war er drei Jahre lang täglich zur Einrichtung Jugend am Werk ausgependelt, wo er damals umständehalber untergebracht war. In der Folge hat er bei der Lebenshilfe in seiner Heimatstadt »geschnuppert«, bis er mit vierundzwanzig Jahren zur Tagesstätte der Simulta-

nia kam. Er glaubt sich richtig zu erinnern, dass er nach drei Jahren, in denen ihn seine Mutter täglich chauffierte, sein jetziges Zimmer in der betreuten Wohnstätte bezog. An diesem Punkt scheint das Gespräch ihn zu belasten.

»Wie wird dein Buch eigentlich heißen?«, fragt er plötzlich spontan. Ohne eine Antwort abzuwarten, unterbreitete er mir diesbezüglich einen Vorschlag. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt bereits einen Buchtitel ins Auge gefasst, wusste jedoch nicht, dass ich ihn noch mehrmals abändern würde.

Mario erzählt, dass er drei jüngere Geschwister hat. Einen Bruder, der noch bei der Mutter lebt, und zwei Schwestern, zu allen habe er Kontakt. Als er erzählt, dass er zur Sonderschule gegangen ist, merkt er an, dass die Bezeichnung »Sonderschule« heutzutage nicht mehr korrekt ist: »Bitte frag mich nicht, wie es richtig heißt, ich weiß es wirklich nicht.«

Jemand, der im Rollstuhl sitzt und eine undeutliche Aussprache hat, muss nicht zwangsläufig an einer geistigen Einschränkung leiden. Mario, bei dem starke Emotionen kurzzeitig mit heftigen Kopfbewegungen einhergehen, nennt dazu ein bezeichnendes Beispiel: Der Verkäufer eines Geschäftes würdigte ihn keines Blickes, geschweige denn fragte er, ob er etwas er für ihn tun könnte und ob er etwas kaufen wollte. Dieser Verkäufer wandte sich ständig nur an Marios Bezugsbetreuer und sprach ausschließlich mit diesem. »Das hat mich gewundert und ich habe das abgestellt«, berichtet Mario nicht ohne Stolz. Er habe dann immer wieder den Versuch gemacht, alleine mit seinem Rollstuhl in ein Geschäft zu fahren, um seine Wünsche zu äußern. »Ich denke, dass Rollstuhlfahrer nicht für voll genommen werden!« Bei diesen Worten ist Ärger in Marios Gesicht erkennbar. »Niemand braucht zu sagen, dass ich *lieb* bin«, fügte er

bestimmt an. Er wolle aber von den Menschen so behandelt werden, wie ihn seine Betreuer, seine Freunde und alle, die ihn persönlich kennen, behandeln. »Ganz normal, das wäre schön!«, sagt er ein wenig nachdenklich.

Alles, was mit Technik zu tun hat, bereitet ihm große Freude. Ganz besonders würden ihn der Computer und die Fotografie interessieren, erzählt er mit strahlenden Augen und präsentiert stolz seine moderne Filmkamera: »3D!« Aber auch das Reisen mit Freunden aus der Einrichtung, in der Gruppe, bereitet ihm großes Vergnügen. Mit Betreuern haben sie Reisen nach Salzburg und Italien unternommen, sie sind mit Bussen der Einrichtung gefahren. Ein ganz besonderes Erlebnis ist sein erster Flug mit einer Linienmaschine nach Berlin gewesen, aber er hat auch schon kleinere Rundflüge genießen dürfen. Fliegen sei überhaupt eine große Leidenschaft von ihm, sagt er mit großer Begeisterung.

Ich möchte wissen, ob es auch Momente der Unzufriedenheit, des Haderns mit seinem Schicksal gäbe, oder Momente, in denen es ihm auch mal schlecht geht, und ob er Schmerzen habe. Mit ernstem Gesichtsausdruck erzählt er, dass es ihm grundsätzlich körperlich soweit gut gehe und er keine Schmerzen verspüre. Dennoch gäbe es auch bei ihm Momente der Traurigkeit und Wut. »Ich bin dann seelisch durcheinander«, erklärt er. Nach dem Auslöser seines seelischen Durcheinanders gefragt, sagt er, dass dieser Zustand dann eintrete, wenn ihm gegenüber jemand unaufrichtig sei. »Meine Ex-Freundin zum Beispiel!« Ich frage nach, ob er mit »Ex-Freundin« eine *kumpelhafte* oder eine *richtige* Freundin meint und ertappe mich dabei, diese Frage nicht direkt und ohne Umschweife gestellt zu haben. Aber ich weiß ja nicht, wie er auf eine derart persönliche und intime Frage reagieren

wird. Das verschmitzte Lächeln und die darauffolgende Antwort helfen mir über diese kleine Hürde hinweg: »Nur ein Kumpel«, antwortet er wie selbstverständlich.

Ob Sex ein Thema für ihn wäre, hake ich nach. Selbstverständlich ist es das, Mario ist das Verlangen nach Sex natürlich nicht fremd. Er habe diesbezüglich auch Erfahrungen gemacht und diese seien »super« gewesen, versichert er mir. Ich belasse es dabei, denn mich interessiert noch so viel anderes in Zusammenhang mit Mario und ich möchte ihn mit diesem Thema nicht allzu sehr strapazieren.

Er erzählt noch, dass er mit dem Leben, das er führt, zufrieden sei. Er fahre regelmäßig zu einer Therapie, die zu einer besseren Funktionalität seiner Gelenke beitragen soll. Ansonsten benötige er aber keine ärztliche Betreuung.

Er sei von netten Menschen umgeben und wenn es ihm mal nicht so gut gehe, mache er sich das mit sich selbst aus. Ganz persönliche Dinge des Lebens bespreche er mit seiner Oma, die er fast jedes Wochenende besuche. Es freue ihn, dass er wirkliche Freunde innerhalb, aber auch außerhalb der Behinderteneinrichtung habe.

Unser Gespräch nähert sich langsam seinem Ende. Ich frage noch, ob es zwischen den Einrichtungsbewohnern auch Streit oder Missgunst, vielleicht sogar Eifersucht, gäbe. Als Mario mir bestätigt, dass das natürlich vorkommt, bin ich nicht wirklich überrascht. Mario sagt, dass er es z. B. hasst, wenn hinter dem Rücken getuschelt wird. Aufrichtigkeit sei ihm sehr wichtig, wiederholt er das bereits vorher Gesagte, doch müsse er sich eingestehen, auch selbst nicht immer aufrichtig zu sein. Ich habe das Gefühl, es ist ihm ein Bedürfnis, auch das zu erwähnen.

Ob er auch zornig werden könne, frage ich. »Ja, ich kann auch zornig sein. Speziell dann, wenn jemand unaufrichtig zu mir ist. Mit einer Entschuldigung bin ich aber schnell wieder gut«, erzählt Mario. Ich erfahre noch von ihm, dass er in Berlin behindertengerechte öffentliche Toiletten vorgefunden hatte und dass auch in Holland sehr viel für behinderte Menschen getan werde. Dort habe man schon früh damit begonnen, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, sagt er und verblüfft mich damit einmal mehr. Ich habe seine Erzählungen allerdings nicht überprüft.

Auf meine Frage nach seinen Sorgen und Ängsten nennt er die vorherrschende Umweltverschmutzung und dass die Menschen »alles kaputt machen«.

Im Zuge unseres Gesprächs wünsche ich mir des Öfteren, dass nie wieder ein Verkäufer in einem Geschäft oder irgendjemand anderer an irgendeinem Ort dieser Welt einen Menschen im Rollstuhl nicht für voll nimmt und lieber die Begleitperson nach deren Wünschen fragt.

Zum Schluss frage ich noch, was Mario sich für die Zukunft wünscht. »Ein bisschen mehr Selbstständigkeit«, kommt es spontan. »Damit ich alleine vom Bett in meinen Rollstuhl gelange. Umgekehrt klappt es schon ganz gut. Und dass ich mir alleine meine Unterhose und Hose anziehen kann ...«

Einen Tag nach unserem Gespräch bekomme ich eine Mail von Mario. Darin steht: *hallo harald, es war für mich ein schönes gespräch was wir da geführt haben und ich bin schon auf das buch gespannt wenn es fertig ist. bis zum nächsten mal lg dein freund mario*



Danksagung

Ich danke Helmuth A. Ploschnitznigg – PLO –, dass die *Sim-Art-Bilder* in diesem Buch veröffentlicht werden dürfen.

Dieses Buch widme ich allen Menschen, die mir vertrauensvoll ihre ganz persönlichen Geschichten erzählt und gestattet haben, sie öffentlich zu machen.

Ich bin in Demut dankbar, dass ich euch alle kennenlernen durfte.

Harald Hartl



Das Sim-Atelier

... ist ein Ort der Kreativität und künstlerischen Integration. Die Kreativtrainer PLO, Gabi und Julia versuchen, die Künstlerinnen und Künstler mit Handicap (Claudia, Babsi, Mario, Hannes, Chrissi, Flo, Peter und Stefan) im künstlerischen Lernprozess zu leiten und zu fördern. Die Bilder werden von Trainerinnen und Trainern sowie Künstlerinnen und Künstlern gemeinsam thematisch und malerisch erarbeitet. Dahinter steht stets das pädagogische Ziel, Wege in die Eigenständigkeit schrittweise aufzuzeigen und das entsprechende Selbstbewusstsein aufzubauen, diese Wege auch zu gehen.

Viele großartige Erfolge zeugen davon, dass dieser eher unkonventionelle Lernprozess eine sehr positive Entwicklung nimmt.

Aufträge aus dem privaten Bereich, von Firmen und Gemeinden, sowie unzählige Ausstellungen, Preise und Auszeichnungen dokumentieren die gelungene Inklusion, die stets mit Freude und Wertschätzung einhergeht.



Inhalt

Vorwort.	5
Johanna und ihre Mutter.	7
Mario	15
Pezi	21
Stefan	25
Yvonne	31
Andreas und seine Familie.	34
Gabi	42
Sophie und ihre Familie	48
Norbert.	57
Heinrich	65
PLO und <i>seine</i> Ina.	79
Peter	86
Michael.	95
Nachbetrachtung	104
Danksagung	107
Das Sim-Atelier.	109

Autorenfoto: Elisabeth Hartl



Der ehemalige Polizei-Chefinspektor Harald Hartl entdeckte nach einem Burnout und der daraus resultierenden Frage nach dem eigentlichen Sinn des Lebens seine Leidenschaft für das Schreiben. Nach Teilnahmen an Schreibwettbewerben wurden einige Kurzgeschichten in verschiedenen Anthologien veröffentlicht, mehrere Selbstverteidigungsbücher, Romane, E-Books und Krimis folgten.

www.harald-hartl.at